



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Paris.

Scribe's neues Lustspiel. — Puff, Don Quixote und Candide. — Stufenleiter der Lüge. — Quizot und Emil Girardin.

Während in der Deputirtenkammer die Adresse verhandelt wird, spielt man in dem Theatre français das neue Stück Scribe's, das den bezeichnenden Namen „Puff,“ oder mensonge et vérité führt. Es ist eine alte Geschichte, die uns Herr Scribe von Neuem aufträgt. Die Wahrheit ist stockdumm, fällt überall über ihre eigenen Füße, muß sich zuletzt zur Lüge bequemen, und führt so zu der schönen Moral: „da seht Ihr's, so geht's Euch, wenn Ihr wahr sein wollt, deswegen fügt Euch in das Unerläßliche und lügt, so oft und so bald es Euch nothwendig und nützlich erscheinen mag.“ Wie gesagt, es ist eine alte Geschichte, und Cervantes nannte sie Don Quixote und Voltaire nannte sie Candide, und Beide kamen ungefähr zu demselben Schlusse, den heute Herr Scribe seinen Besuchern in dem Theatre français mit nach Hause gibt. Cervantes und Voltaire sind aber noch sehr zurück hinter Scribe, denn Don Quixote lebt und stirbt verrückt und tugendhaft, und Candide bleibt „Candide“ bis zum Schlusse, fällt zwar alle Augenblicke auf die Nase, steht aber ruhig wieder auf, wischt sich das Blut aus dem Gesicht, und geht getrost seines Weges weiter bis an sein seliges Ende. Der Held Scribe's aber ist klüger. Als er sich in seine eigene Wahrheitsstöße immer tiefer verwickelt sieht, macht er am Ende auf einmal Halt und Rechtsumkehrt, — läßt Wahrheit Wahrheit sein, heult mit den Wölfen, lügt mit den Lumpen und kommt so zu seinem Ziele, zum Ghestande und auf die rechte und breite Bahn der allgemeinen Niederträchtigkeit. Das ist der Fortschritt von Voltaire bis zu Scribe, von Candide bis zum Puff. —

Was uns an der schönen Geschichte am meisten anekelt, ist die schale, ohnmächtige, unfruchtbare Gummenart — der Wahrheit. Ihr Vertreter ist ein geistreicher, schönthuender, halbhehrlicher Gentlehomme des neunzehnten Jahrhunderts. Wenn wir einem solchen Burschen im Leben begegneten, so würden wir ihm nach der ersten halben Stunde vorherzagen, daß seine Wahrheitsliebe Schiffbruch leiden werde, sobald sie mit seiner Eitelkeit zusammenstoße. Es ist reine Parade und sonst Nichts.

Es geht mit der Wahrheit und dem Wahrhaftigsein — wie mit dem Ehebruche und der Ehebrecherin in der Bibel. Christus sagt: „Wer seines Nächsten Weib auch nur ansieht, ist verdammt!“ Und als die Ehebrecherin vor ihn trat: — verdamnte er sie dennoch nicht. Und so ist es mit der Wahrheit: die Lüge ist entehrend, eine

Schmach und ein Hohn gegen den Gott im Menschen — aber: „Wer sich rein fühlt, hebe den ersten Stein auf!“ — Und wie mit den Sünden der Magdalena, so heißt es auch für die Lüge: „Ihr wird viel vergeben werden, wenn sie viel geliebt hat.“ Nicht die Noth — sondern nur die Liebeslüge trägt ihre Entscheidung in sich selbst.

Der „Puff“ aber ist eine förmliche Bankrotterklärung der Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Die Lüge geht überall siegreich aus dem Kampfe hervor, und die Wahrheit ergibt sich ihr zuletzt auf Gnade und Ungnade. Und in diesem Ergebniss liegt das Aergerniß dieser „spirituellen“ Niederträchtigkeit. Schon die Alten sagten von den Galliern: „sie lügen ohne es selbst zu wissen, es wird zur zweiten Natur bei ihnen.“ Und darin scheint uns überhaupt der Unterschied zu liegen, der zwischen den Galliern und anderen Völkern in dieser Beziehung stattfand. Die Gallier — logen, weil die Lüge ihnen zur Gewohnheit, „une manière d'être“ sagt Montaigne, geworden war; die anderen Völker logen nur, wenn sie dadurch eine gewisse Absicht erreichen wollten. In diesem Gegensatz ist der gallische Lügner in gewisser Beziehung schuldlos, während der römische und germanische Lügner schuldbewußt erscheinen; es ist ein Spiel bei jenem, eine Berechnung bei diesen. Wo der Römer und Germane logen, da waren sie echte und rechte Lügner, weil das Bewußtsein der Unwahrheit in ihnen aufrecht stehen blieb; während der Gallier mit der Unwahrheit spielte ohne zu wissen was er that. Der Gegensatz tritt vielleicht am schärfsten in den Franzosen und den Engländern hervor, und um ein Beispiel anzuführen, so hat Napoleon seine eigenen Worte ebenso oft Lüge gestraft wie Cromwell; aber Napoleon belog, täuschte nicht nur Andere, sondern sich selbst ebenfalls, — während Cromwell heuchelte, weil er sich der Lüge bewußt war, weil die Wahrheit dennoch im Hintergrunde seiner Seele aufrechtstehen blieb.

Der Puff Scribe's — oder besser die Zustände, die er zu schildern sucht — sind auch in dieser Beziehung ein Fortschritt, denn sie bringen die Lüge zum Bewußtsein, sie erheben sie zur Berechnung. Es ist nicht mehr das leichtsinnige Spielen mit der Unwahrhaftigkeit, die „manière d'être“, nach der man unbedacht seiner Einbildung freien Lauf ließ; es ist die echte, wahre und wahrhaftige Lüge, die den Nachbar betrügt, um aus dem Betrüge Nutzen zu ziehen. Es ist die römische, die germanische, die englische Kernlüge, eingepflanzt auf den Baum der gallischen Lüge aus Leichtsinne und Spiel. Die Natur des Baumes ist schwach, das Gift, das man ihm aufpflanzt aber stark, und so ist Gefahr vorhanden, daß es alle Säfte, Mark und Holz des ganzen Baumes durchdringen wird. Das Ergebniss des „Puffs“ deutet dies an, denn wie gesagt, der Vertreter der Wahrheit beugt hier am Ende den Nacken unter dem Joche der Lüge.

Wenn wir den Kampf zwischen Wahrheit und Lüge schildern wollten, so würde zwischen dem Lügenvolke ein Mann mit gesundem Verstande und gesundem Herzen stehen, der kein Prahlens mit seiner Wahrhaftigkeit triebe, der aber wahr und wahrhaftig bliebe, seinen Freund getrost durch eine Lüge retten, und deswegen nicht weniger über diese Noth, und Liebeslüge bis in sein Herz hinein erröthen würde, so oft er sich selbst gestände: „du hast gelogen!“ — und der dann in diesem Bewußtsein all dem Lügenvolke gegenüber, das seine Wahrheit gegen eine Elle Zeug oder einen Thaler Courant austauscht, getrostes Muthes sagen könnte: „Ihr seid elendes Lügnergesindel!“

Aber Herr Scribe hat nur schildern wollen. Es ist ihm dies auch halbwegs gelungen, und die Urbilder zu seinen Charakteren begegnen uns alle Tage im öffentlichen Leben. Und nun gar in der Kammer. Seit drei, vier Tagen spielt dort das Urbild des Puffs. Es ist eine wahrhaft herzbrechende Geschichte, wenn man die Vertreter

eines sonst ehrenhaften und ritterlichen Volkes sich wechselseitig die schändlichsten Geschichten vor aller Welt Augen vorwerfen sieht. Herr Guizot, der bis jetzt den Ruf eines unangreifbaren Ehrenmannes besessen hatte, ist endlich persönlich erreicht. Es thut uns das vom Herzen leid; denn er schien uns von dieser Seite bis jetzt gesichert, und sein Beispiel that uns so manchem andern gegenüber wohl. Und nun sinkt auch er unter den Schlägen — Emil Girardins. Es ist eine wahre Sprachverwirrung: der Mann aller gewagten Spekulationen, der Mann, der jede seiner Handlungen mit dem Cöde Napoleon in der Hand vornahm, der Mann, dessen Gesellen für ihn dem Gesetze anheim fallen mußten, weil er sich stets hinter ein Gesetzchen zu flüchten gemußt hatte, der Mann, der den Typus zu einem Robert Malaire leihen mußte — dieser Mann ist der höchste Ankläger Guizot's und der Minister, der tapferste Verteidiger der öffentlichen Moral, der Ritter der Tugend und der Wahrheit.

Wir möchten das Gefühl Herrn Guizot's nicht theilen, das seinen Stolz bei der Wurzel angreifen muß, so oft er daran erinnert wird, daß er in einen Zweikampf mit Girardin verwickelt ist, und daß er in diesem Zweikampfe alle Tage gefährlichere Wunden davon trägt. Wir gestehen gern, daß diese Stellung unser tiefes Mitleiden erregt; aber sie scheint uns deswegen nicht weniger eine wohlverdiente, eine vollkommen gerechte Strafe. Herr Guizot war politisch besiegt, als er mit den Heirathen seine ganze Politik ändern, aus dem Lager Englands in das Oesterreichs übergehen mußte. Damals war der Augenblick für ihn gekommen, abzutreten, denn es war voranzusehen, daß die neue österreichische Politik im Innern wie im Aeußern Herrn Guizot zwingen werde, dem Geiste Frankreichs entgegenzuhandeln. Er hat diese Nothwendigkeit nicht begriffen, er hatte die demüthige Unhänglichkeit der Majorität erprobt, er kannte die Mittel, durch die man sie lenkt, und hoffte von diesen Mitteln allein, was sie früher in Verbindung mit einer halbwegs nationalen Politik vermochten. Und die Mittel thaten auch die gehoffte Wirkung, die Majorität blieb ihm treu, ging mit ihm aus dem Lager Englands in das Oesterreichs und der Jesuiten über; aber grade deswegen kehrten sich dann die Angriffe der Opposition auch gegen diese Mittel vor Allem. Und so erklärt sich dann der Ruf: Corruption! als Lösungswort der Opposition.

Corruption und Puff! — in der Kammer und im Theater; das ist mit zwei Worten der belebende Gedanke unserer Politik und unserer Dichtkunst. Wahrheit und Lüge — darum handelt es sich, und deswegen nennt Herr Herbette Herrn Guizot einen Moraltartüf, und Emil Girardin nennt den Minister der Justiz einen Gerechtigkeitsartüf. Das Schauspiel ist lehrreich; aber wahrlich, um der Wahrheit und Wahrhaftigkeit, um der Moral und Gerechtigkeit willen, wir wollten es würde — bei verschlossenen Thüren gespielt!

Und — das Elendeste bei der ganzen Geschichte ist dann doch wieder die „moralische“ Opposition selbst. Wir sehen, wie sie unter der Fahne Girardin's steht, und nachdem dieser den Minister der Justiz persönlich einen Gerechtigkeitsartüf, nachdem Herr Herbette den Minister des Aeußern einen Moraltartüf genannt; nachdem die Herren Billault und Bocuville die tiefste moralische Entrüstung gezeigt, und Herrn Guizot persönlich als der Corruption überführt dargestellt haben, — tritt endlich ein anderer Hauptvertreter der Opposition, Herr Dufaure, auf, und sagt einfach: „die Vorwürfe, die man der Regierung macht, sind sehr wohl verträglich — mit dem „Respekt“ und der Achtung gegen die Personen der Regierung.“ Ich wette, Herr Dufaure hatte Tags vorher den „Puff“ gesehen, und sich die Moral Herrn Scribe's gemerkt!

J—y.

Ranke's Preussische Geschichte.

Von Ranke's Preussischer Geschichte ist nun der zweite Band (Berlin 1848, Weit) erschienen. Er beginnt mit der Thronbesteigung Friedrich des Großen, und umfaßt die Zeit des ersten schlesischen Krieges — einen Zeitraum von nur zwei Jahren. Da das ganze Werk nur auf drei Bände angelegt ist, so muß ich aufrichtig gestehen, daß ich nicht recht begreife, wie es mit dem dritten Bande aussehen wird, der über hundert Jahre umfassen müßte — eine Periode, die noch dazu sowohl in Beziehung auf die allgemeine politische Haltung Preußens, als auf die innere Entwicklung unendlich viel wichtiger ist, als was der Geschichtschreiber uns bisher dargestellt hat. Wie dem auch sei, wir haben uns vorläufig an das zu halten, was uns vorliegt.

Die Grenzboten brachten vor einiger Zeit eine Abhandlung, in welcher Ranke in seiner Gesamttätigkeit charakterisirt werden sollte. Sie schloß mit dem ersten Bande der preussischen Geschichte und suchte nachzuweisen, daß ein schonendes, diplomatisches Verfahren in gewissen Fällen der Würde der Geschichte Abbruch thäte. Ein solcher Vorwurf trifft diesen Band keineswegs — vielleicht einfach darum, weil der Held, wenigstens in dem ersten jugendlichen Aufschwunge seines Genius keiner Schonung bedurfte. Auch was damals von dem dilettantischen Idealismus des Historikers gesagt wurde, kann hier nicht gelten, denn in dieser eigenthümlichen Combination der Politik, in der einem entschiedenen Willen von keiner Seite ernstlich der Spielraum geschmälert wird und in der doch auch in den heroischen Entwürfen eine gewisse Besonnenheit und Selbstbeschränkung waltet, ist Ranke vollkommen zu Hause.

Und wie berechtigt ist hier das univervelle Wohlwollen, mit dem er es liebt, seine Gegenstände anzusehen! Auf der einen Seite Friedrich, der jugendliche Held, den das Schicksal vorwärts treibt, dem kein sittlich-gemüthliches Verhältniß hemmend in den Weg tritt, und der doch mit der Elasticität eines seiner selbst gewissen Willens das innere Maas verbindet, das ihn überall die Grenze seiner Kraft zeigt; auf der andern Maria Theresia, später die kluge, ehrsame und bedächtige Landesmutter, damals noch in der schönen Glorie eines edlen Weibes, das mit hoherzigem Vertrauen auf sein Recht sich in die Arme ihrer Nation wirft; hier der Baiernfürst, der seiner guten Sache eben so gewiß ist, das englische Cabinet, das in dem festen Willen, die deutschen Großmächte einig zu halten, um ein Gegengewicht gegen Frankreich zu haben, mit einer gewissen Neugierlichkeit von einer Seite zur andern eilt, um auszugleichen, was durch die Nothwendigkeit der Verhältnisse in Verwirrung gesetzt ist; endlich der schlaue Diplomat, der Frankreich regiert und trotz seiner scheinbaren Bonhomie mit entschiedener Ausdauer die alte Politik festhält, die Frankreich groß gemacht — sie alle haben Recht, wir fühlen es, daß wir an ihrer Stelle ähnlich handeln würden, und wir interessieren uns für den einen, wie für den andern.

Und darin zeigt sich wieder die Meisterschaft des Geschichtschreibers, einer Zeit, die selbst in den Details ziemlich dem größern Theil des gebildeten Publikums geläufig ist, ein neues Interesse abzugewinnen. Wie auf einem Schachbrett folgen wir den Bewegungen der verschiedenen Figuren Zug für Zug, bei jedem sind wir gespannt, bei jedem aber auch in vollständig klarem Verstandniß. Der Reichthum der Figuren — denn auch die weniger bekannten treten in scharfen Zügen hervor, und greifen wesentlich mit ein in das Triebrad der Geschichte — und die

Mannigfaltigkeit des Naderwerks verwirrt uns nicht; der Eine große Charakter, um den die Ueberweisheit des diplomatischen Wesens kreist, dessen Geist sie in die Bahnen treibt, die die seinigen sind, bleibt uns stets im Auge, und jeder Strich, der zur Zeichnung irgend einer andern Person gezogen wird, dient nur dazu, die Züge dieses Einen Mannes in ein helleres Licht zu setzen.

Es ist eine alte Marotte, daß man einen Helden nur aus der Ferne würdigen kann, daß er ein Piedestal bedarf, um in seiner Mächtigkeit übersehn zu werden. Jedes echt historische Werk ist eine Widerlegung dieses Vorurtheils. Hier folgen wir dem jungen König, ich möchte sagen, auf jedem Fußtritt, wir belauschen seine geheimsten Gedanken, nicht um durch das plötzliche Einbrechen eines überirdischen Genialitätsblitzes geblendet zu werden, sondern um die Bewegung seiner Gedanken, seiner Pläne, seiner Ideale — um selbst seine Irrthümer und Fehler in ihrer innern Nothwendigkeit zu begreifen — und doch, wer nicht in diesem bis in's kleinste Detail ausgeführten Bilde von der Gewalt des Genius ergriffen wird, der gehört zu jenen Bedienten, die an die Größe des Helden nicht glauben, weil sie wissen, daß er seine Schuhe abnußt wie andere Christenfeeler.

Und nun die Virtuosität, mit der Ranke die unscheinbarsten Züge hascht, um nicht der Reflexion, sondern der Phantase ein bestimmtes Bild zu geben. Es ist nicht die Genremalerei eines Walter Scott, der vor unsern Augen eine Farbe nach der andern herbeiholt, ein Glied nach dem andern ausführt — es ist der künstlerische Sinn eines Goethe, der mit einer Andeutung, die wir kaum merken, bei der es uns gar nicht einfällt, daß geschildert wird, plötzlich das fertige Bild in seinen wesentlichen Zügen vor unsere Seele stellt.

Man erwarte daher nicht, in diesem historischen Gemälde ein Material zu finden, aus dem irgend ein Dichter die beliebigen Localfarben und zeitlichen Details entnehmen könnte; man erwarte nicht, daß unsere Vorstellung, die so schon von Friedrich die hinreichenden Trachten, Anekdoten und was sonst zum Genre gehört, im Gedächtniß trägt, mit neuen Einzelheiten bereichert wird. Was uns nicht den Geist der Zeit und der Menschen verfunktlicht, verschmäht der wahre Historiker; er erleichtert nicht eine poetische Transcription, sondern er macht sie unmöglich, denn ein Kunstwerk hebt das andere auf.

Wenn man nun die klare, bis in die kleinsten Einzelheiten der Geschichte eindringende praktische Einsicht, die doch nie den Zusammenhang des Ganzen aus den Augen läßt, wenn man den feinen Sinn erwägt, der auch den leisesten Einfluß des einen Menschen auf den andern sich nicht entgehen läßt, ohne in eitler Selbstgefälligkeit an dieser Wechselwirkung zu kleben, und in der gegenseitigen Beziehung die ursprüngliche Individualität zu verlieren; wenn man die Besonnenheit dazu nimmt, die trotz des weiten Blicks auf die universellen Verhältnisse, in die dies kleine Stückchen Weltgeschichte verwickelt ist, doch nie sich verleiten läßt, im Grenzenlosen zu verschwimmen; wenn man endlich für den Scharfsinn empfänglich ist, der überall die geistigen Tendenzen des Zeitalters, diese geheimen Regungen des Weltgeistes, durch den bestimmten empirischen Stoff durchschimmern läßt, ohne die derbe, feste Realität desselben zu verwischen — so wird man sich über mein Urtheil nicht wundern, das in diesem kleinen Rahmen ein beinahe ebenso bedeutendes Kunstwerk anerkennt, als in dem grandiosen Gemälde von der Herrlichkeit und dem Verfall des neuen Rom. In Kunst und Wissenschaft schweigt die Stimme der Partei; wenn die Engländer ihren Walter Scott

auszischen, weil er dem Banner der Tories folgt, so wollen wir uns die Freude an einem Kunstwerk nicht verkümmern lassen, weil es aus den Händen eines Mannes kommt, der als Politiker in den Reihen der Feinde steht. J. S.

III.

Aus Wien.

1.

Das sogenannte oberste Censurcollegium.

Nun ist das Hofkanzleidecret, welches die schon so lange besprochenen und vielfach erörterten Veränderungen in unsern Censurverhältnissen in's Leben rufen soll, erschienen. Wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir seit lange über kein neues Decret in dem Maße erstaunt waren, wie über das vorliegende. Wir fragen uns, hat die Regierung mit demselben die vielfach beklagten Uebergrieffe der Censur, der namentlich so drückenden Verwaltung derselben durch die Polizei, den Hindernissen, die sie jedem wenn auch noch so bescheidenen Aufstreben entgegensetzte, abhelfen wollen, — oder war es nicht vielmehr ein politischer Schritt, um auf recht augenscheinliche Weise zu zeigen, daß man in keiner Weise und auch nicht ein Haar breit von dem Principe des Starrsten Festhaltens am Alten weichen wolle, daß man selbst den tüchtigsten Autoritäten, den bedeutendsten Intelligenzen gegenüber und zum Troge gerade nur das festhalte, was als ein längst Vermoderetes, Unhaltbares anerkannt wurde. Wir geben in Kürze den Inhalt dieses Decrets.

Eine „Censuroberdirection,“ mit welcher das bisherige Wiener Bücher-Revisionsamt vereinigt wird, bildet in Censursachen die erste Instanz, ohne deshalb den Wirkungskreis der übrigen Censurämter zu beschränken, die jedoch der Censuroberdirection untergeordnet werden. Als zweite Instanz wird ein oberstes „Censurcollegium“ gebildet, aus den Präsidenten der obersten Polizei-Censurhofstelle, aus Mitgliedern dieser Hofstelle, dann der geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei, der vereinigten Hofkanzlei und der obersten Justizstelle. Einem Autor sind auf sein Ansuchen die Gründe, aus welchen die Censurbewilligung versagt und die wesentlicheren Stellen, wegen welcher das Manuscript für unzulässig zum Drucke anerkannt worden ist, bekannt zu geben.

Bis hieher ist kaum etwas Neues festgesetzt, denn eine Berufung konnte auch bis jetzt stattfinden, wenn sie auch nicht geregelt war. Wir könnten nur den Umstand hervorheben, daß durch die Zulassung von wissenschaftlich gebildeten Männern, die durch ihre Stellung schon von vornhinein dem wissenschaftlichen Streben nicht feindlich gesinnt sein können, wie es bisher der Fall war, zum obersten Censurcollegium, in etwas das gehässige Polizeiwesen, das in allen Censursachen vorherrschte, — in etwas gemildert wird; daß man jetzt wenigstens die Gründe des verdamnenden Urtheils angibt, die Umstände, die das Urtheil begründeten, dem Betroffenen bekannt gibt, ist ein Recht, das jeder Verbrecher hat, und dessen bisherige Vorenthaltung eben an Nichts weiter als das venetianische Staatsinquisitoriat erinnerte.

Alles dies wird aber zu Nichts durch die folgenden drei Clauseln, bei deren Eintreffen die Berufung an das oberste Censurcollegium nicht zugestanden wird: a) wo es sich um Aufsätze handelt, welche für Zeitschriften, Tag- und Flugblätter von nicht rein wissenschaftlichem Inhalte bestimmt sind, b) wenn wegen einzelner Hinweglassungen und Aenderungen des Ausdrucks Beschwerde erhoben werden

will, c) wenn überhaupt keine richtige Rücksicht für die Veröffentlichung des censirten Gegenstandes durch den Druck geltend gemacht werden kann.

Der erste Punkt gibt also Zeitschriften ganz der alten Willkür preis; im Gegentheil, die Berufung, die früher hier und da, in Folge gestrichener Zeitungsartikel, stattfand, hört damit auch auf. Es ist also ärger als früher. Zuvörderst fragen wir, wie das, was man dem einen Geistesproduct zugestehet, dem andern verweigert werden kann. Was heißt das „von rein wissenschaftlichem Inhalte?“ Sind da politische Blätter einbegriffen oder nicht? Ist der Dichter, der Publicist, Stiefkind, das mit dem Knochen, die man ihm übrig läßt, zufrieden sein muß, weil der griechgrämige Herr Papa nicht recht weiß, was das Zeug für Nutzen haben kann? Die hiesigen Blätter sind gewiß unschuldig genug, als daß sie durch ihre Haltung irgendwie Besorgniß hätten einflößen können. Man hat die hiesige Journalistik auf so furchtbare Weise eingeengt und eingekerkert, daß sie ihrer gesunden Sinne vollkommen verlustig gegangen und nicht einmal mehr das Bedürfniß fühlt, in die freie frische Luft zu kommen. Man scheint es eben nicht ungerne zu sehen, wenn die hiesigen Blätter weiter gar Nichts als Theaterklatschereien, jämmerlichen Lobhudeleien, geistlosem Novellentram ihre Spalten öffnen, und dem Publikum diese unverdauliche Geistesnahrung Tag für Tag aufstischen.

Der zweite Punkt öffnet wieder einer grenzenlosen Willkür Thor und Thor. Es ist bekannt genug, wie oft Censoren durch das bloße Beisetzen eines einzigen Wortes „nicht“ den Sinn des Gesagten vollkommen geändert, wie Parteilichkeit, für die eine oder andere Persönlichkeit, Rücksichten aller Art, Protectionswesen sie dabei leiteten; es ist bekannt, wie sinn- und geistlos solche beschränkte Capacitäten den Sinn durch abgeschmackte Veränderungen entstellten, die Verbesserer und Kritiker Persönlichkeiten gegenüber zu spielen, sich nicht entblödeten, die eine anerkannte Bedeutendheit für sich hatten. Und dagegen gilt kein Recurs mehr. Dem ist das österreichische Schriftstellertum nun schrankenlos hingegeben.

Der dritte Punkt endlich stellt den Fall, wo auf diesen Recurs, von Seite des obersten Censurcollegiums, eingegangen wird, vollkommen dem Gutdünken des letzteren anheim. Zuvörderst müssen wir bemerken, daß von österreichischem Standpunkte aus sehr wenige Schriften existiren, deren Veröffentlichung wichtig wäre. Die ganze deutsche Literatur müßte von diesem Gesichtspunkte gestrichen werden, da deren Wichtigkeit erst noch zu beweisen wäre und allenfalls einige Lobgedichte bei Gelegenheit von Namensfeste oder ein paar „patriotische Broschüren“ oder die vorgeschriebenen Lehrbücher wären Alles, was übrig bliebe. Wodurch wird nun der Schriftsteller die Wichtigkeit der Veröffentlichung beweisen können? Wie wird bei dem formellen, langweiligen, geistlosen, schlendrianmäßigen Gang der Geschäfte und Verhandlungen ein so höchst relatives Moment, wie es die Wichtigkeit einer Veröffentlichung ist, entschieden werden? Und wer urtheilt darüber? Derselbe Gerichtshof, der die Schrift selbst verdammen soll, hat zu entscheiden, ob diese Appellation überhaupt stattfindet und obendrein nach einem so rein relativen Maßstab. Es wird also vollkommen in seiner Macht liegen den ganzen Recurs abzuweisen, wenn er ihm lästig fällt. Wenn man auf die Motivirung eines Druckverbots nicht weiter eingehen wollen wird, so wird durch den laconischen Ausspruch: „das oberste Censurcollegium sieht die Wichtigkeit der Veröffentlichung nicht ein,“ jede nur irgendwie verdächtige Druckschrift von Rechtswegen verboten werden können.

Die Frist zur Einreichung des Recurses ist auf vierzehn Tage nach der Zurückstellung des Censurgegenstandes, oder falls die Bekanntgebung der Beweggründe nach-

gesucht worden, vom Tage der Zurückstellung des hierüber erfolgten Bescheides an gerechnet, festgesetzt. Der Ausdruck „Bescheid“ ist so vage gehalten, daß es uns scheint, als ob nach demselben ein ganzliches Verweigern der Beweggründe auch zulässig wäre. Zum Schlusse wird noch die oberste Leitung des ganzen Censurwesens dem Präsidium der Polizeihofstelle anvertraut. Wenn Jemand noch der Geist, in dem das ganze Gesetz gegeben worden ist, und die Absichten, die dabei vorschwebten, nicht klar und deutlich genug wären, so übernimmt dieser letzte Paragraph das Amt des Commentators.

Uebrigens ist mit diesen Gesetze über das Verfahren mit ausländischen Druckschriften gar nichts Näheres bestimmt. Es verbleibt daher ganz bei dem gewohnten Systeme der Regierung in dieser Beziehung. S

2.

Reclamation.

Die Broschüre unter dem Titel: „Die Geldangelegenheiten Oesterreichs von Albrecht Tebeldi. 1847“, aus welcher in Ihre Zeitschrift „die Grenzboten“ (Jahrg. 1848, 2. Heft, S. 89) ein kurzer Auszug aufgenommen wurde, schildert die Zustände der österreichischen Finanzverwaltung und insbesondere der österreichischen Nationalbank auf eine Weise, welche den Kenner zum Lächeln bestimmen und jeden redlichen Mann der sich über solche Gegenstände einigermaßen zu unterrichten vermag, mit Unwillen erfüllen muß. Einsender dieses will heute nur die Angaben über die österreichische Nationalbank berühren.

Es wird in dem obenerwähnten, S. 89 der Grenzboten enthaltenen Auszuge angegeben: Die Summe des im Umlaufe befindlichen Papiergeldes betrage 647 Millionen Gulden. Es ist nicht zu begreifen, wie Tebeldi zu dieser Ziffer gelangt sein kann, wenn er nicht die ganze Summe der Wiener Währung, wie sie einst im Umlaufe war, nach ihrem vollen Kennwerthe als noch im Umlaufe befindlich annimmt.

Nun ist es aber Jedermann bekannt, daß, nachdem ein großer Theil des damaligen Papiergeldes seit dem Jahre 1816 eingelöst und vertilgt worden war, die Bank am 20. März 1820 die Einlösung der zu jener Zeit noch im Umlaufe gewesenen Summe von 450,000,000 Fl. Papiergeldes zu dem Course von 250 gegen die Bedingung von der Staatsverwaltung übernommen hat, daß die letztere ihr die dazu erforderlichen Mittel nach Maßgabe des Bedürfnisses der Einlösung gewähre.

Seit jener Zeit hat die Bank den Betrag von 442,400,862 Fl. Papiergeld mit den ihr zu Gebote gestellten Mitteln wirklich eingelöst, und vermöge der jedesmal erfolgten Kundmachung, in dem Verbrennhause am Glacis öffentlich vertilgt und diese ganze Summe vollständig aus dem Verkehr gezogen, so zwar, daß sich, vermöge der in der Wiener Zeitung vom 1. Januar 1848 enthaltenen Kundmachung nur noch die Summe von 7,519,138 Fl. W. W. Papiergeld, oder nach dem Course von 250 berechnet, 3,007,655 Fl. im Umlaufe befanden.

Ebenso ist es Jedermann bekannt, daß die Bank keine Banknote ausgibt, ohne daß solche durch vollständige Sicherheiten und ihren sehr reichlichen Silbergeldschatz gedeckt wäre. Der pseudonyme Herr Tebeldi soll ein Justizmann sein! Einsender wünscht, daß dieser Schriftsteller in seinem Justizberufe getreuerer Untersuchung und größere Gewissenhaftigkeit beobachten möge, als er bei Zusammenstellung seines Ziffermachwerkes in der angedeuteten Broschüre einhalten zu sollen sich bestimmt fand *).

Wien, den 1. Februar 1848.

*) Diese Reclamation ist, wie wir so eben gesehen, auch der Allg. Zeitung zugesandt worden.

IV.

Aus Prag.

Die Rectorwahl. — Streitigkeiten über das Karlsmonument. — Der Decan der juristischen Facultät. — Die Filialbank. — Tebelvi. — Berichtigung.

Habemus Papam! ist gestern die Siegesparole der Theologen- und Philosophenfakultät; Prälat Zeidler ist höchsten Ortes zum Universitätsrector ernannt worden, zum Vergnügen der Juristen und Mediciner, welche Professor Czner mit 143 Stimmen gewählt hatten; Prälat Zeidler feiert heute seine solenne Installation. Für demosthenische Genüsse bei der Universitätsfeier wäre also bestens gesorgt, das übrige wird sich finden — „es kann, wer will.“ —

Ich unterlasse es, diesen Bestätigungsakt zu glossiren, das Faktum spricht laut genug für sich selber; es liegt ganz in jenem Systeme, das immer thut, was die große Mehrheit nicht will, um dieser das Wollen überhaupt zu verleiden und sie zu gewöhnen an Fügsamkeit und Disciplin. Wage es einer aus dieser Mehrheit, seine Stimme, wenn noch so bescheiden, zu erheben gegen die Beschlüsse der Minorität, flugs wird er beschämt, vernichtet, damit die schöne Dämmerung fortan über uns throne.

Der Decan der Juristenfacultät weiß seit gestern davon zu erzählen, wie unantastbar Minoritäten sich dünken. Seit längerer Zeit regte sich im großen Publikum die Meinung und Ansicht, es sei der Kreuzherrnplatz zur Aufstellung des Karls-Monumentes nicht wohl geeignet, welchen das Jubelfestcomité in aller Stille gewählt. Der Decan der Juristenfacultät vertrat diese Ansicht des Publikums öffentlich in einem Lokalblatt, und schlug sine ira et studio einen andern Platz zur Aufstellung vor; einige Fachmänner unterstützten diesen Vorschlag ebenfalls im Wege der Deffentlichkeit. Das Festcomité jedoch, vom Lichte der Publicität nach Gulenart empfindlich verletzt, stieg herab in den Kampfplatz jenes Lokalblattes, um den Opponenten, geschlossenen Bistirs, anzugreifen, ihn zu verunglimpfen, mit Roth, mit trivialen Persönlichkeiten zu bewerfen, und auf diese Weise das Publikum zu überzeugen, der Opponent müsse doch so ganz Unrecht nicht haben, weil das Comité über diese Opposition so ganz alle Fassung und Würde verlor.

Der bureaukratische Geist ist bei uns so tief in Saft und Blut gedrungen, daß jedes Privatcomité sich die Infallibilität und Autonomie eines Consilii Tridentini beilegt, herrisch seine Anathema's ausspricht, den Plebs, der es geboren, tief unter sich stehet, diesem keine Meinung, keinen Zweifel mehr zu Gute hält. So auch die Duzendmänner des Universitätsfestcomités. Weil sie ohne Concursöffnung die Monumentanfertigung einem protegirten Künstler übertrugen, weil sie jenen Platz wählten, soll Platz und Künstler alles an Bortrefflichkeit hinter sich lassen. Jener Juristendecan untersteht sich das zu bezweifeln, seine Zweifel gar drucken zu lassen, und wird dafür in illoyalster Weise, man möchte sagen im Gaministyle verunglimpft, keinesweges aber entschieden widerlegt, denn immer bleibt es ungerichtfertigt, daß man nicht mehrere Künstler concurriren ließ, und wenigstens zweifelhaft, ob der Kreuzherrnplatz (oder eigentlich der gewählte Winkel desselben) sich zur Aufstellung entschieden und ausschließend eigne. Grobe Persönlichkeiten sind keine Widerlegung, und sie sind hier um so illoyaler, weil der Juristendecan seine Bedenken mit seiner Unterschrift drucken ließ, während die grobpersönliche Replik ohne Namensangabe, bloß mit der Chiffre — einige Mitglieder des Festcomité's — gezeichnet ward, und wir doch berechtigt sind zu fragen, welche Mitglieder sich bei dieser Schmähschrift betheiligten und der Deffentlichkeit so lichtscheu entgegen sind.

Mag der opponirende Decan vielleicht Unrecht haben, mag seine Persönlichkeit vielleicht unangenehm sein, und die beleidigende Fassung jener Replik veranlaßt haben, so hat man doch nicht die Person, sondern die Sache im Auge halten sollen, und wir danken dem Opponenten, um der guten Sache der Oeffentlichkeit im Allgemeinen, daß er, wenn auch verspätet, jenes dunkle, autonome Walten des Festcomité's vor das Forum der Publicität zog, und nimmer ist es zu billigen, daß jenes lichtscheue Comité, den Weg ruhiger Discussion verschmähend, das Hauptbedenken nicht widerlegte, daß man das hohe Monument unmittelbar an einen Thurm stellen will, und zwei Thürme ungleicher Höhe sich nur unschön machen können.

An sich unbedeutend gibt dieser Vorfall ein treues Bild unserer socialen Zustände, und nur deshalb finde er eine Stelle in Ihrem geschätzten Blatte.

Bei der Filialbank war dieser Tage einige Besorgniß um den Werth der Banknoten rege gemacht, theils einiger Baarsendungen in's Ausland, theils vager Gerüchte wegen; theils aber weil die Beamten aus Bequemlichkeit die Parteien Tage und Wochen lang verschoben, wenn sie kleine Zinscoupons auszahlen sollen und außerdem am 31. Jan. aus Bequemlichkeit, weil gerade Sconterirung war, und sie nicht eine halbe Stunde über die vorgeschriebene Zeit arbeiten mögen, die Gehalte der Justiz — nicht der Gefälls-, Bank- oder politischen — Beamten nicht zahlten, sondern auf ein bis zwei Tage später verwiesen. Dazu kam ein der Gründlichkeit baarer Vortrag eines Kaufmanns im Gewerbeverein am 1. Februar, der als Bertheidiger für die Nationalbank auftrat, und unter mehrerem Absurdem, wie er Tebeldi Lügen straft, behauptete, die Bank habe nur 156 Mill. Banknoten in Ausgabe statt der von Tebeldi angegebenen 647 Mill. Da hieß es *qui s'excuse s'accuse*. Auch dieser Sturm war ganz geringfügig und bleibt ohne Folgen. Jener Freund der Bank schadete ihr mehr, als ihre Feinde.

Graf Stadion wird nächste Woche erwartet, Graf Salm ist bereits abgereist*).

— w —

V.

Kann Oesterreich in Italien interveniren?

Von der österreichischen Grenze.

Die Wendung, welche die Ereignisse in Sicilien genommen haben, ist für Oesterreichs Lage in Mailand und Venedig von der ungeheuersten Wichtigkeit. Nicht etwa, daß unsere Truppen auch nur im Entferntesten ähnliches Schicksal drohen könnte. Sprechen wir es vor Allem aus: daß, in so weit es seine Truppen betrifft, Oesterreich nichts zu fürchten hat; die vermehrte Bevölkerung hat diese Seite der Kriegskraft in außerordentlicher Weise vergrößert und das Militärgrenzland allein, die sogenannten Grenzer, könnten im nöthigen Falle 300,000 Mann unter die Fahne stellen. Viel altes Pöpsthum ist im Laufe der Zeit ausgegätet worden, und Männer, wie der Brückenerfinder Birago, dienen wohl als Beweis, daß die theoretische Wissenschaft in der österreichischen Armee keineswegs hinter der Zeit zurückgeblieben ist. Die Herabsetzung der

*) In Bezug auf die in der Correspondenz aus Prag (4. Heft) gegebene Notiz über eine Pulvereinschwärzung geht uns aus bekannter achtbarer Quelle die Berichtigung zu, daß weder Herr Klein, noch sein Buchhalter einer Pulvereinschwärzung angeklagt worden sind, und Alles Uebrige sich blos darauf reducire, daß ein weggejagter Aufseher unterster Art, um Geld von Herrn Klein zu erpressen, die Denunciation gegen sich selbst veranlaßte, daß aber sein Plan mißlang und der Mann nur in der eignen Schlinge sich fing. D. Ned.

Dienstzeit von vierzehn Jahren auf acht, hat den Geist der Truppen belebt, und wir dürfen selbst mit Hinweisung auf frühere Unglückskämpfe mit Stolz sagen, es gibt auf dem Continente kein Heer, das an Ausdauer und Standhaftigkeit vor dem Feind dem österreichischen voransteht.

Diese materielle Seite seiner Stärke, das Bewußtsein dieser äußeren Kraft, mag wohl eine Hauptursache gewesen sein, die in letzterer Zeit die Interventionsgelüste, gegenüber der Schweiz und Italiens, unterstützt hat, und wenn wir aus den Aktenstücken, die Guizot den Kammern vorgelegt hat, ersehen, daß Oesterreich wirklich und auf das ernsthafteste auf eine gemeinschaftliche Intervention in der Schweiz hingearbeitet hat, so können wir die Besorgniß nicht von der Hand weisen, daß Oesterreich sich fortwährend mit dem unglücklichen Gedanken wiegt, seine Waffen jenseits der lombardisch-venezianischen Grenze zu tragen, um dem Hülfserufe des kopflosen, bourbonischen Tyrannen in Neapel Folge zu leisten, der sich nicht nur völlig rath- und herzlos seinem Volke gegenüber gezeigt hat, sondern auch gegen Oesterreich, bevor er in seine jüngsten Nöthen gerieth, undankbar, aufgebläht und hochmüthig sich bewies. Wer die diplomatische Geschichte der Jahre 1843—45 kennt, wird auch in unsern conservativen Kreisen wissen, was er von dem Charakter des Königs von Neapel zu denken hat.

Es ist ein undankbares Geschäft, das eines politischen Wetterpropheten; aber zu einer Zeit, wo der österreichische Beobachter Feuer und Flammen gegen die Schweiz spie und eine Sprache führte, die wie Kriegsbulletins lautete, haben die Grenzboten es gewagt fest und zuversichtlich zu behaupten, daß Oesterreich in den helvetischen Bergen nicht interveniren werde, und der Erfolg war für sie. Und so behaupten wir auch heute, trotz der ungeheuren Truppenmärsche nach Italien, die viel größer sind als die bloße Bewachung des lombardisch-venezianischen Königreichs nöthig macht, trotz einer vielgedeuteten Stelle der kaiserlichen Proclamation, trotz der jagenden Couriere von Neapel, wo eine österreichische Prinzessin auf dem Throne sitzt, trotz des gefährlichen Beispiels, welches eine geglückte Revolution in Sicilien und die durchgeführte administrative Trennung derselben, für das österreichische Italien bietet, trotz dem Allem behaupten wir mit Zuversicht: Oesterreich wird und kann dem unglücklichen Gedanken einer Intervention keine Folge geben!

Unglücklich in der That wäre ein jeder andere Entschluß. Man wende uns nicht das Beispiel des Laibacher Congresses an, die Erfolge, mit welchen die Generale Frimont und Balmoden, an der Spitze von 55,000 Mann Oesterreichern, beide Sicilien mit ihrer Bevölkerung von 8 Millionen „pacificirten.“ Die Zeiten des Laibacher Congresses sind vorüber und zwischen 1821 und 1848 liegt die vorangeschrittene Civilisation einer halben Welt.

Betrachten wir bloß die ganz veränderte Lage, in der das heutige Oesterreich, im Vergleich zu dem damaligen, sich befindet. Sieben Jahre waren erst nach dem Wiener Frieden verfloßen, als die drei Allirten in Laibach wieder zusammentraten. Die Restauration hatte damals ihre verderbliche Wirthschaft noch nirgends zur Evidenz gebracht. Die Völker, müde des langen Krieges, waren in den ersten Athemzügen eines neuen Wohlstandes, überall war man der Revolution abgeneigt. In Oesterreich zumal, das am meisten gelitten, wo man die Wunde eines fürchterlichen Staatsbankrottes zu heilen hatte, war alles für die Stabilität, die erst stabil zu werden anfing. Nirgends erhob sich ein bewußtes Bedürfniß nach freier politischer Entwicklung; die Popularität des Kaisers Franz, der durch langjährige Unglücksfälle, wie Friedrich Wilhelm III., das Mitgefühl eines edlen und gutherzigen Volkes sich verschwifert hatte, war ohne

Grenzen. Die Idee der Legitimität, vor Kurzem erst aus dem Ei gekrochen und von dem gallischen Hahn Tayllerand ausgebrütet, prangte in vollem Gefieder. Die französische Constitution war noch etwas neues auf dem Festland, eine Experimentalverfassung in der Mitte langgeübter, langgewohnter, absolutistischer Systeme. Die drei Allirten waren durch keine Prinzipsverschiedenheit, durch kein Februarpatent, durch keine panslavistische und Donauconflicte im Mindesten getrennt. Die italienischen Fürsten, der Papst an der Spitze, betrachteten Oesterreich als ihren Retter, als den wachenden Roland ihrer Souveränität. Damals war eine Expedition nach Neapel für Oesterreich kaum mehr als eine promenade militaire. Der Carbonismus auf die unpractischen, gefährlichen, unhaltbaren Mittel geheimer Verschwörungen angewiesen, ward von allen Seiten geheßt und verfolgt. Keine auswärtige Macht, keine Volkssympathien im Auslande standen dem Volke, diesseits und jenseits des Faro, zur Seite und leicht wurde es einer Heersäule österreicher Kerntruppen unter bewährten Führern mit einem armen, verweichlichten, undisciplinirten, uneinigen Volke, ohne tüchtiges Haupt und Centrum, fertig zu werden.

Wie anders heute, wo ein ganz anderer Geist die Welt beherrscht, wo die Zahl der repräsentativen Staatsverfassungen in Europa die Mehrheit bildet und mit jedem Tage sich vergrößert, wo das absolutistische Prinzip immer mehr und mehr vereinzelt und zurückgedrängt wird, wo selbst im Herzen des abgeschlossenen Oesterreichs der Ruf nach Reformen, nach ständischer Vertretung immer drängender wird. Wie anders jetzt, wo die Bestrebungen eines noch so fernen Volkes nach verfassungsmäßigem Recht und Verwaltung überall die wärmsten Sympathien findet, wo Frankreich trotz eines temporär stabilen Ministeriums diese Stabilität auf der Tribune kaum einzugestehen wagt, wo ein nicht ferner Todesfall die ganze Politik an der Seine plötzlich in eine entgegengesetzte Richtung bringen kann, wo England von einer whiggistisch gesinnten Königin, von einem choleraischen, revolutionsfreundlichen Premier geleitet, die Rolle übernimmt die früher Frankreichs war.

Wie anders heute, wo ein noch in den besten Mannesjahren stehender Papst die Revolution Italiens begann, ein piemontesischer Prinz seinem innersten Charakter und allen seinen bisherigen Gelüsten entgegen, mit savoyardischer Schlaueit den möglichen Erwerb berechnend, sich plötzlich ihr anschloß, wo selbst der gutmüthige, hiedere Enkel Maria Theresia's, ein Erzherzog Oesterreichs, von den Habsburgischen Interessen sich los sagte und seine eigenen Gesandten an die benachbarten Höfe sandte.

Wie anders jetzt, wo in Wien Finanzverlegenheiten neuer Art einen drohenden Abgrund öffnen, wo die Börse, ein Institut, das man zur Zeit des Laibacher Congresses noch wenig bei uns kannte, plötzlich die Dictatur des Geldmarktes an sich gerissen hat, und Gesetze vorschreibt, denen selbst die Allgewaltigen folgen müssen, die Agiotage, die für die Cupidität der großen Bankhäuser und der Meute der kleinen Stockjobbers, die in ihrem Gefolge heulen, jeden Luftzug außerhalb und innerhalb der Monarchie ausbeutet.

Innerhalb der Monarchie! Dies ist abermals eine Erscheinung, die man in den Zeiten des Laibacher Congresses nicht kannte. Das „Kaiserthum“ Oesterreich war damals erst 16 Jahre alt, ein Jüngling noch, in der ersten Entwicklung. Was verdaut ein so junger Magen nicht Alles! Nun ist das Kaiserthum ein Bierziger geworden und weil man ihm so wenig Bewegung gönnte, leidet er an Hämorrhoiden; das Blut setzt sich bald dort bald da an und ohne eine eigentliche Krankheit ist der ganze Körper von Unbehaglichkeit ergriffen. Bald dort, bald hier zeigt sich ein Krankheits symptom.

Wir legen kein großes Gewicht auf die Bauernhändel, die dieser Tage in Ober-

steyermark zu blutigen Köpfen führten, aber das Symptom der Robotverweigerung erneuert sich zu oft an den verschiedensten Enden, und Galiziens Leichenhäuser stehen als schreckliche Mahnungszeichen im Hintergrunde unserer Erinnerung. — Auch die Bedeutung der ständischen Oppositionsbewegungen wollen wir keineswegs exageriren, aber wer bürgt dafür, daß Eingriffe in die ständischen Rechte, wie sie in Prag stattgefunden, nicht eines Tages auf weniger Selbstbeherrschung stoßen? Man sagt, die slavischen Bewegungen in Böhmen hätten wenig zu bedeuten, aber wo die Regierung in Galizien hält, darüber kann sie sich nicht täuschen. Die heißen Reden und Zuratendemonstrationen am Preßburger Reichstag machen uns über die hochherzige Treue der Ungarn nicht irre, aber so sanguinisch ist man selbst in No. 47 der vordern Schenkenstraße zu Wien nicht, daß man sich nicht den Rücken auf unvorgesehene Fälle deckt, wenn man königliche Resolutionen an den Reichstag sendet.

Genug, Oesterreich braucht im Jahre 1848 eine weit imposantere Militärmacht im Innern des Landes als 1821; die Zeit ist den luxuriösen Invasionen in fremde Länder, den intervenirenden promenades militaires, jetzt sehr wenig günstig.

Zu der Summe aller dieser Veränderungen der österreichischen Situation gesellt sich aber noch eine Hauptrücksticht. Als im Jahre 1821 die Oesterreicher nach Neapel aufbrachen, hatten sie den Rücken vollkommen gedeckt; sie konnten zu jeder Zeit Verstärkung erhalten, sie konnten im Falle des Mißlingens ihren Rückzug nach Oberitalien gesichert antreten. Was würde aber heute das Loos der österreichischen Truppen sein, wenn ein dem spanischen Befreiungskriege ähnlicher Guerillakampf sie zum Rückzuge nöthigte? Wir wollen nicht fragen, wie man es überhaupt anzustellen vermöchte, ein österreichisches Invasionsheer nach Unteritalien zu bringen; angenommen der Papp bewilligte den Durchzug, angenommen England ließe österreichischen Schiffen zu diesem Zwecke freien Paß; aber wie würde sich dies Alles im Falle einer Niederlage gestalten? Würde nicht die ganze Bevölkerung Italiens in begreiflichem und gerechtfertigtem Fanatismus im Rücken des Invasionsheeres sich erheben und den Rückzug unmöglich machen? Welch' schreckliches Loos würde den österreichischen Truppen bereitet, welche unerhörte Schmach der österreichischen Fahne! Wir haben es am Eingange dieses Aufsatzes wohl bewiesen, daß wir nicht gering von dem Muth und der Ausdauer unserer Armee denken. Aber bei dem gerechten Born des sicilianischen Volkes, das über ganz andere Tyrannei zu jammern hat, als Venedig und Mailand, bei der heldenmüthigen Ausdauer, welche Palermo und das Landvolk unter den Kugeln der Schweizer und der Citadelle bewiesen, hat es sich wohl hinlänglich gezeigt, daß die ganze Bevölkerung von gleicher Freiheitsbegeisterung ergriffen ist, und daß ihre Führer ganz anderer Art sind, als 1822 die Generale Pepe und Garascola waren. Der Sieg eines für seinen eigenen Heerd gegen fremde Eingriffe kämpfenden Volkes ist fürwahr nicht so unwahrscheinlich, als daß man beim Angriff nicht zugleich die Chancen des Rückzuges bedenken sollte. Und welche Chancen wären dies!

Und so eben treffen auch die neuen inhaltschweren Nachrichten aus Neapel ein. Der König hat eine Constitution, nach Art der französischen Charte, verheißen. Decareto ist fortgeschickt, das Ministerium entlassen, die Censur wird mit einem Represivgesetze vertauscht. Diese Nachrichten vervollständigen nur unsere Parallele.

Man sage nicht, nun sei alles Widerrathen einer Intervention überflüssig, da der König ja einig mit dem Volke und jeder Interventionsgrund von selbst wegfällt. Aber auch im Jahre 1820 wurde ja in Neapel eine Constitution (die spanische von 1812) proclamirt und der König und die Prinzen haben sie am 13. Juli sogar beschworen.

Und doch trat die fürchterlichste Reaction ein und der Laibacher Monarchencongrès eröffnete dem König Ferdinand in ziemlich befehlerischem Tone, (er ließ sich dies so gerne befehlen!) die königliche Gewalt auch in ihrer früheren Ausdehnung wieder herzustellen.

Die jetzt in Neapel versprochene französische Constitution ist allerdings weit weniger beschränkend für die monarchische Autorität, als die spanische Cortesconstitution von 1812; es fällt somit ein Hauptgrund weg, den man auf dem Laibacher Congresse ostensibler Weise geltend machte: daß das monarchische Princip durch die neapolitanischen Ereignisse überhaupt gefährdet sei. Ueberdies ist seit jener Zeit das monarchische Princip durch die Revolutionen in Paris, Madrid, Lissabon, Brüssel, Dresden, Cassel u. s. w. scheinbar so oft gefährdet worden (ohne daß es doch in der Wirklichkeit im mindesten gelitten hätte) als daß jenes Laibacher Motiv noch brauchbar wäre. Allein, die Constitution ist in Neapel und Sicilien noch nicht eingeführt! Der König hat sie erst — versprochen! Alle Nachrichten, die von dort zu uns gelangen, erzählen, daß ein fremder Einfluß (hoffen wir, es sei blos der russische!) dem Könige vom Nachgeben abzurathen suchte. Und Ferdinand II., der bereits zwei Mal sich selber untreu wurde, ist ganz der Mann dazu, es bei schicklicher Gelegenheit auch zum dritten Male zu werden.

Und nehmen wir an, daß Constitution und Pressfreiheit wirklich eingeführt sein werden, so ist dies voraussichtlich erst der Anfang vom Liede. Ein so lange geknechtetes und durch Jesuitenerziehung in Nacht und Unwissenheit gehaltenes Volk, springt nicht plötzlich von der tiefsten Sclaverei in eine gebildete Freiheit, ohne daß Excesse vorkämen, ohne daß der Staat in den nächsten Jahren noch mancherlei Vibration zu bestehen hat, wie dies ja auch im Julifrankreich, in Belgien, in Spanien der Fall war. Die Gelegenheit zur Intervention ist daher noch keineswegs ganz abgeschnitten.

Aber vor der Hand ist sie offenbar unmöglich! Und weil es selbst jenen Staatsmännern, die in Wien eine rasche Expedition nach Unteritalien für geboten erachteten, doch nur darum zu thun sein konnte, durch rasche Mittel der Gährung in den eigenen Besitzungen rasch ein Ende zu machen, und weil diese expedite Raschheit nun eine Unmöglichkeit geworden ist, so erlauben wir uns ganz bescheiden zu fragen, ob es nicht zweckmäßiger wäre, den ganzen Plan für immer und ewig zu beseitigen, als durch einen drückenden Aufwand von Kriegskosten eine große Heeresmasse auf lange Zeit hinaus, auf ungewisse Hoffnungen hin, schlagfertig zu halten. Wir und der größte Theil der gebildeten und zurechnungsfähigen Oesterreicher sind der Meinung, daß es jetzt eher an der Zeit wäre, die Hofkanzlei statt des Hofkriegsrath für die Erhaltung und Pacification in Italien sorgen zu lassen, oder um auch dem nicht österreichischen Leser verständlich zu werden, ob es nicht besser wäre, daß das Ministerium des Innern durch zeitgemäße Reformen und Zugeständnisse, durch eine Reihe befriedigender Gesetze, die Sympathien des lombardisch-venetianischen Königreichs wieder erobere und den Haß des übrigen Italiens dadurch beschwichtige, als durch Combinationen des Kriegsministeriums, durch Rekrutenaushebungen und Remontirungen den Staatsschatz zu belasten, Handel und Industrie zu schrecken, ganz Europa zum Hass zu reizen und den Frieden und die Zukunft Oesterreichs in Frage zu stellen. Pax custodire salutem, et cives aequare potens.

† †

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andra.